

Unterhaltungsblatt des Vorwärts

Nr. 34.

Mittwoch, den 18. Februar.

1914

21

Gyldholm.

Eine Landarbeitergeschichte von Johan Skjoldborg.

Die Fellinghöfe dagegen beginnen auszuwandern und den äußersten Felsrand einzunehmen. Zwei davon erheben sich schon auf dem Abhang; sie sind neu, aus roten Steinen erbaut und gleichen einander völlig — dieselbe Bauart, dieselben Pappdächer. Und ganz oben steht noch ein im Werden begriffener Hof, dessen Riechkranz im Sparrwerk lustig hin und her pendelt.

Die Höfe in Verum aber haben völlig die alten Plätze verlassen und dehnen sich breit und lustig aus um die als Mittelpunkt dienenden, ansehnlichen Hochschulgebäude herum.

Von der höchsten Spitze der Gyldholmer Felder erblickt man auch weiße Kirchtürme; die Spitze des Baronats Lövenborg und das Dach des Klosters in Söriq schimmern in der Ferne; im übrigen ist hier die Aussicht von allen Seiten durch Häuser, Höfe, Pappelalleen, Gärten und lebende Hecken gesperrt.

Doch — vorbei an den dunklen Gyldholmer Wäldern, durch den Einschnitt zwischen zwei mächtigen Erdhügeln hindurch blickt ein kleines Dreieck des Kattegats mit einem einsamen Segler.

Und dieses Stückchen Wasser wirkt in der eingeschlossenen Landschaft wie eine Fenster Scheibe.

Die Sonne scheint nicht; es sieht aus, als stecke alles in einem grauwollenen Uebergang, und alles ist ohne Glanz. Die rauchfarbenen Wolken ziehen über die Gyldholmer Wälder dahin und sammeln sich draußen über dem Meer, dessen Wasser sich dunkler und dunkler färbt.

Allmählich schwindet das Tageslicht.

Doch die vierzehn pflügenden Gespanne kriechen immer noch in dem klebrigen Lehmboden hin und her gleich riesigen Käfern.

Erst als die Dämmerung heringebrochen, machte sich der Verwalter mit seinen Untergebenen auf den Heimweg, Tammes voran und alle anderen in der gehörigen Reihenfolge hinterdrein.

Wie sie ausfahen, sowohl Menschen wie Tiere! Als wären sie direkt aus der Erde hervorgekrochen und hätten sich noch nicht ganz davon losgelöst, — wie ein Zug Lebender, denen noch der letzte Hauch des Schöpfers fehlt.

Da reiten sie zurück: der rote Jens, Jakobus Balle, die beiden Rasse, Per Holt, Krän Sotus, der große Paul, Niels Rön . . . die ganze Reihe der für Gyldholm arbeitenden Gänsler.

Die Nähe und Ferne liegt in graue Dämmerung gehüllt, und undeutlich, verschwommen nur, tauchen die feuchten Aecker längs des aufgeweichten Weges auf, den die Tiere mühsam durchwateten.

In einiger Entfernung sieht das Feld aus, als wäre es lebendig, ohne daß man entdecken kann, was hierfür der Grund sein mag. Als aber der Zug nahe genug herangekommen ist, rauscht es wie von tausend Flügeln, und tausend erhebt sich eine Schar Krähen hoch in die Luft.

Und während die Atmosphäre über ihnen erfüllt ist mit lautem, schreiendem Gekrächze, verschwinden die vierzehn Gespanne in der Döpfung zwischen den beiden Siebeln.

II.

Der Gyldholmer Pferdestall ist hochgewölbt wie eine Dorfkirche. Von der Decke herab hängen zwei große Laternen, die in ihren Ketten hin und her pendeln, als seien sie eben erst angesteckt worden, und das schwache Laternenlicht liegt wie Mondschein auf den Holzstangen der langen Reihe der Stände und auf dem breiten gepflasterten Gang.

Die Holzschube des Stallknechts Anders sind mit schweren Eisenringen beschlagen. Wenn er mit seinen F-Weinen und seinem hin und her schwingenden Oberkörper auf dem Pflaster vor- und zurückwatschelt, hallt es von den Wänden wider. Regelmäßig, in klingendem Takt, folgt ein Schritt dem anderen, gleich dem lauten Ticken einer alten Standuhr in einer leeren Stube.

Er läßt vier Pferde zu gleicher Zeit zum Wassertrog gehen. Wenn sie fertig sind, stehen sie einen Augenblick ganz still, während ihnen das Wasser vom Maul tropft, prusten und gehen ruhig wieder zurück, jedes in seinen Stand. Immer vier zu gleicher Zeit — das Ganze geht so regelmäßig wie ein Uhrwerk.

Am Wassertrog säubern sich einige Knechte und bespritzen sich mit Wasser unter munterem Gelächter. Und im Schatten der Stalltür versucht ein junger Bursche den Arm des roten Jens zu biegen.

Jens pöfzt, hält aber unentwegt die geballte Faust straff ausgestreckt und lächelt.

„Nein, hier ist, Gott verdamme mich, Mark, mein Jungel!“ sagt er.

Tammes, der Großknecht, und die meisten anderen Gänsler sind nach Haus gegangen. Palle steht noch da mit halb-offenem Munde, die breiten, schaufelförmigen Hände hängen schlaff herab — es ist, als warte er auf einen Stoß, um in Gang zu kommen. Jakobus nimmt verstoßen einen Zug aus der kleinen Pfeife, bevor er sich in die Rasse hinausbegibt. Klein-Rasse aber stößt den Kopf gegen den Viehstand und hustet unaufhörlich.

Vom Wassertrog her nähert sich schlürfend Per Holt. Er hebt den Leibriemen etwas in die Höhe und spuckt energisch durch die Zähne hindurch. Im Bewußtsein seiner Stärke wiegt er die kräftigen Schultern, deren Blätter sich unter der Bluse bewegen. Er trocknet seinen derben, nackten, braunen Hals mit dem Rücken seiner Weste und begibt sich hinein in die Knechtekammer.

Jakobus blinzelt mit den Augen und meint auf Per Holt deutend: „Ist es wahr, daß — äh! — daß er nun Sophie heiraten wird?“

„Ja,“ antwortet ein blonder Bursche.

„Die geht wohl auch jetzt mit dem Zweiten von ihm.“

„Auf Lövenborg geht meiner Seel' außerdem noch ein Mädchen so!“ lacht der Knecht.

„Ja, es ist ein verdammter Kerl, dieser Per!“ Jakobus lacht vergnügt.

„Und dann all die vielen, die er vorher hatte!“ fügt der rote Jens hinzu. „Naha, er ist, hol's der Teufel, ein strammer Bursch, he, he, he!“ Jens wirft durch die Türpalte einen bewundernden Seitenblick auf Per, der, eine Spiegelscherbe in der Hand, seine dicke, schwarze Mähne kämmt und dabei das Lied pfeift: „Wer seinem König dienen kann . . .“

Im Stall herrscht jetzt nach vollbrachtem Tagewerk friedliche Stille. Die Pferde prusten in den Häckel hinein.

Da ertönen schwere Schritte und das Aufschlagen eines eisenbeschlagenen Stocks, der hart auf die Pflastersteine gestoßen wird.

Im selben Moment nehmen die Gesichter einen gespannt horchenden Ausdruck an — auch das Palle's, als hätten alle ein und denselben Gedanken! Jakobus läßt sofort seine Pfeife in die Tasche gleiten, und selbst Klein-Rasse huiet nicht mehr.

Von draußen herein dringt ein lauter Wortschwall, als wenn gescholten würde. Deutlich vernimmt man den letzten Satz: „Hier bin ich meiner Seel' Nummer eins!“

„Das ist der Verwalter, der 'was auf den Kopf kriegt!“ flüstert der junge Blonde.

„Ja, wenn der Inspektor davon redet, wer Nummer eins ist, dann weiß man, was die Glocke geschlagen hat,“ bemerkt Jakobus.

Die kräftige, graugekleidete Gestalt des Inspektors erscheint in der Türöffnung. Alle grüßen ehrerbietig. Er trägt eine Laterne in der Hand, und ein gelber, kriechender Hund folgt ihm auf den Fersen. Sein Bart hängt voller Tropfen und ein feuchter Schimmer liegt auf den rotglühenden Wangen. Er bleibt stehen, und sein alkoholduftender Atem steigt den Leuten direkt in die Nase. Doch spricht er kein Wort, sondern läßt nur die starren, weitoffenen Augen von einem zum anderen wandern.

Die Leute werden unruhig. Mit seiner sommerprossigen, brutalen Hand, die vom Laternenschein hell beleuchtet ist, fährt der rote Jens sich an den Bart und meint väterlich fromm mit einem Seufzer: „Na — dann muß man wohl heimgehen zu Weib und Kindern!“

„Weib und Kinder! Ja, Du bist meiner Seel' ein nettes Karnickel, das bist Du!“ sagt der Inspektor, und geht mit der Laterne und seinem Hund, und der Laut des eisenschlagenen Stocks verliert sich in der Ferne.

Der rote Jenz blinzelt und stößt Jakobus mit dem Ellbogen. Die letzten Häuser verschwinden im Dunkeln — auch Palle.

Gleich darauf erscheint der Verwalter. Die tiefen Stirnfalten des allzeit verschlossenen Mannes mit den barocken Zügen legen noch ein beredtes Zeugnis ab von dem Unwetter, das der Inspektor eben über sein Haupt ausgeschüttet hat.

„Höre mal, Du da,“ ruft er einem Knecht zu, der eben in die Kammer schleichen will, „Du hast schon wieder mal die Futterbeutel vergessen — Du — Schafskopf — Du —!“ — Er geht hinein in den Stall. Hin und zurück, hin und zurück. Seine aufgeschreckten Blicke fliegen hin und her, in jeden Winkel und über jeden Gegenstand hin.

Mehrmals geht er an Anders vorüber. Endlich sagt er: „Willst Du gefälligst dafür sorgen, daß genügend Wasser im Troge ist!“

Ueber Anders' Nasenrücken und an seinen Schläfen erscheinen rote Flecken und Streifen, bei ihm ein Zeichen heftiger Gemütsbewegung. „Das werd ich ich — ich — schon besorgen!“ Anders stottert.

„Was sagst Du?“

Anders glüht, seine Augen blicken starr.

„Du Esel!“

Anders steht und starrt hinter dem Verwalter her und seine Mundwinkel bewegen sich wie von vielen unausgesprochenen Worten. (Fortf. folgt.)

Die Lawine.

Von Hermann Wagner.

Der Tierarzt Jakob Kwindel aus Rauchitz an der Sehma kam am Morgen des 17. März etwas verdrossen nach Hause, denn er war nachts in ein benachbartes Dorf zu einer kranken Kuh gerufen worden, und diese Kuh war ihm, all seinen Bemühungen zum Trotz, sozusagen unter den Händen gestorben.

„Den Kaffee!“ sagte er daher kurz zu seiner jungen Frau, in einem Tone, der sicher nicht böse gemeint war, der aber doch reichlich schroff und der jungen Frau auf alle Fälle noch neu und ungewohnt war.

Diese sah ihn darauf mehr erstaunt als erzürnt an und sagte: „Was soll denn das bedeuten —?“

In diesem Augenblick mußte Jakob Kwindel bedauerlicherweise an die verstorbene Kuh denken.

„Nun,“ äußerte er empört, „bekomme ich den Kaffee oder bekomme ich ihn nicht?“

„Nein,“ sagte darauf die junge Frau mit einer Stimme, die den Verlust von abertausend Illusionen ausdrückte, „wenn Du ihn in diesem Tone verlangst, dann —“

Sie konnte nicht ausreden.

Jakob Kwindel war aufgesprungen, hatte eine der dünnen Kaffeetassen erfaßt und sie mit so unvorsichtiger Wucht auf den Tisch zurückgesetzt, daß sie klirrend zerbrochen war.

Lediglich die selig verstorbene Kuh trug daran die Schuld, nur sie!

Leider wußte dies die junge Frau nicht.

Sie sah ihren Mann entsetzt an, hob wie abwehrend beide Arme, schrie gellend auf und stieß in das Schlafzimmer, dessen Tür sie krachend hinter sich ins Schloß warf.

Dort hörte sie bald darauf das ganze Haus krampfhaft schluchzen.

Der Mann aber begab sich halb wütend und halb beschämt, auf alle Fälle aber fluchtartig, auf die Straße.

In demselben Hause wohnte der Briefträger Nathaniel Feuerstein mit seiner Frau Emma und seinen beiden unverheiratet gebliebenen Töchtern Marie und Rosa.

Nathaniel Feuerstein spitzte, als er den Lärm der zerbrechenden Tasse hörte, neugierig die Ohren, gab seinem Gesicht den Ausdruck hämischer Freude und äußerte:

„Hört, hört — nebenan geschieht etwas!“

Frau Feuerstein aber Haatschie, als sie den entsetzten Schrei der jungen Frau des Tierarztes vernahm, entzünd in beide Hände, lachte und konstatierte:

„Ein Krach!“

Und die Töchter schließlich legten die Ohren an die nur angelegte Tür und lauschten mit Inbrunst dem Schluchzen nebenan.

„Er hat sie geschlagen!“ jubelte die Rosa.

„Sub, jetzt rennt er fort!“ feigte die Marie.

„Ja, es ist nicht alles Gold, was glänzt!“ sagte tiefjünnig der Vater, setzte seine Dienstmütze auf und legab sich eiligen Schrittes auf das Postamt, glücklich darüber, auf seinem Mundgang durch das Städtchen eine brühwarne Neuigkeit verbreiten zu können.

„Wissen Sie schon“, sagte er geheimnisvoll in jedem Hause, wo er einen Brief abzuliefern hatte, „wissen Sie schon das Neueste —?“

„Das Neueste?“

„Vom Tierarzt —!“

„Vom Tierarzt?“

„Ja, daß er seine Frau geschlagen hat —?“

„Geschlagen hat? . . . Warum?“

Aber Nathaniel Feuerstein zuckte nur mit der Achsel.

„Er ist frühmorgens heimgekommen. Es hat einen ungeheueren Krach gegeben. Man hat deutlich gehört, wie er sie geschlagen hat . . .“

Und damit grüßte er, lachte vieljagend und verschwand.

Bei Anbruch der Dämmerung hatten sich, wie allabendlich, am Stammtisch im „Gasthof zur Post“ der Apotheker Mehe, der Lehrer Bill, der Amtsrichter Wimpf und der Gemeindefekretär Zippuhn versammelt. Fragen und Antworten schwirrten aufgereggt herüber und hinüber.

„Sonderbar, wer hätte das von ihm gedacht!“ sagte der Apotheker Mehe.

„Was?“ fragte der Amtsrichter Wimpf.

„Wie — Sie wissen noch nicht, daß er seine Frau tötlich mißhandelt hat?“

„Tötlich mißhandelt? Wer?“

„Welche Frage! Der Tierarzt!“

„Man hat die Frau bis weit in die Nachbarschaft schreien gehört,“ konstatierte der Gemeindefekretär Zippuhn.

„Wie?“

„Bis auf dem Marktplatz soll man die Hilferufe vernommen haben,“ erklärte der Lehrer Bill. „Erst am frühen Morgen ist er heimgekommen, schwer berauscht!“

„Wer hätte das von ihm gedacht!“ wiederholte der Apotheker. „Er war immer ein so ruhiger Mensch!“ stellte der Amtsrichter fest.

„Die Ruhigen, das sind oft die Schlimmsten,“ sagte der Gemeindefekretär Zippuhn. „Ich kannte einen Mann, der —“

„Ob er ihr einen Schaden zugefügt hat?“ fragte der Lehrer Bill.

„Man munkelt, daß um die Mittagsstunde der Arzt geholt werden mußte . . .“

„Der Arzt —?“

„Der Arzt —?!“

„Der Arzt —?!?“

„Wer hätte das von ihm gedacht!“ wiederholte der Apotheker. „Er war ein so ruhiger Mensch,“ stellte der Amtsrichter zum zweiten Male fest.

„Die Ruhigen, das sind oft die Schlimmsten,“ wiederholte der Gemeindefekretär Zippuhn. „Ich kannte einen Mann, der —“

Zu gleicher Zeit wogte der Kampf der Meinungen auf das heftigste auch um den Kaffeetisch der verwitweten Frau Postdirektor Häbig zwischen der Frau Registrator Meyer, der Frau Vädermeister Buffer, Fräulein Handarbeitslehrerin Süßemilch und Frau Stationsvorstand Simch.

„Recht hat sie! Sie ist sofort zu ihren Eltern abgereist! Sie läßt sich scheiden!“

„Wie?“

„Nein! Erst war sie beim Arzt! Der Arzt hat sie verbunden!“

„Ist so etwas möglich!? Dieser Rohling! Er soll total betrunken gewesen sein!“

„Der? Der ist immer betrunken! Es ist bekannt, daß er seit jeher ein wüstes Leben geführt hat! Ist es nicht ein Wunder, daß sie so lange bei ihm ausgehalten hat?“

„Und die Behörde? Schreitet die Behörde nicht ein?“

„Gewiß, die Strafanzeige ist schon erstattet. Der Gendarm war am Nachmittag bei ihm!“

„Recht geschieht ihm! Ob man ihn einsperret?“

„Wissen Sie noch nicht? Er soll ja schon sitzen!“

„Wie?“

„Wie?!“

„Wie?!?“

„Man soll es gesehen haben, wie ihn der Gendarm zur Wache gebracht hat! Er soll noch nicht ganz nüchtern gewesen sein! . . . Fünf Monate sind ihm sicher!“

„Recht geschieht ihm!“

„Bravo!“

„Vortrefflich!“

„Ausgezeichnet!“

Als der Tierarzt Jakob Kwindel einen Tag darauf zum Mittagessen heimkam und von seiner Frau, mit der er sich längst wieder versöhnt hatte, einen Kuß erhalten hatte, machte er ein nachdenkliches Gesicht und sprach:

„Was das heute nur zu bedeuten hatte! Denk mal! Als mich am Morgen der Amtsrichter Häbig auf der Straße traf, kam er auf mich zu, klopfte mir auf die Schulter und sagte mit der Miene eines Leichenbitters zu mir: „Fassen Sie sich junger Freund! Und glauben Sie nicht, daß wir selber von Ihnen denken! Wir wissen ja: die Frauen —! . . . Wer von uns allen hätte sich da nicht längst auch schon mal hinreißen lassen! Trösten Sie sich! Und warten Sie ruhig einige Zeit ab! Dergleichen vergißt man bei uns sehr schnell!“

Die junge Frau erröte, sah zur Seite und erwiderte:
 „Oh, mir ist etwas ganz Aehnliches passiert! Die verwitwete Frau Postdirektor Häbig war bei mir und erkundigte sich voller Teilnahme und Neugier, ob die Scheidung zwischen uns schon eingeleitet sei!“

„Die Schei — —?“
 Die junge Frau nickte.
 Dann aber schlug sie ein lautes Gelächter an, breitete die Arme aus und fiel ihrem Mann um den Hals.

In der Wohnung nebenan lag die ganze Familie Feuerstein mit den Ohren an der Türe.

„Was war das?“ fragte die Mutter erregt.
 „Ein Kuß!“ schrien die beiden Töchter wie aus einem Munde.
 „Ein Skandal!“ sagte die Mutter voller Entrüstung.
 „Was willst Du,“ schloß resigniert Nathaniel Feuerstein die Angelegenheit ab, „Pach schlägt sich, Pach verträgt sich!“

Galileo Galilei.

Zum 350. Geburtstag. (18. Februar 1564.)

Vor Kopernikus war das Weltall eine menschlich-irdische Angelegenheit. Die Sterne am Himmelsraum waren eine geheimnisvolle, sonderbar bewegliche Runenschrift am Himmel, die von göttlicher Hand geformt und gelenkt keinen anderen Zweck hatte, als deutungsschwer das Schicksal der Menschen zu künden, die winzige passive Pilger des irdischen Jammertals waren, elende Geschöpfe, nur ein Spiel der göttlichen Allmacht und doch zugleich sich so wichtig dünken, daß das Universum nur um sie sich drehte. Die Unendlichkeit der Sterne, die in jede Wiege blickte, war nur eine magisch wissende Illumination für die Geburt jedes Sterblichen und zugleich sein vorbestimmtes Verhängnis. Eine enge Weltverriegelung, in Wahrheit eine kosmische Kirchturmspolitik. Die Millionen freisender Riesenkörper schrumpften zu einer lokalen Lebenswürdigkeit zusammen. Der Mensch erhob sich nicht in der Erhabenheit des Unendlichen, sondern schlang das Unendliche in sich hinein, als wäre es eine bereitstehende, ihm zutommende Nahrung, für die ein Gott freundlich bedacht war.

Da kam Kopernikus und verwies Erde und Menschen in die Bewegung des Unendlichen. Es war wie eine Botschaft aus dem Grabe. Denn das revolutionäre Weltbild des Kopernikus, in dem er die Umdrehung der Erde um die Sonne lehrte, erschien zugleich mit der Nachricht seines Todes (24. Mai 1543). 36 Jahre hatte er seine Entdeckung verborgen gehalten; erst als Greis, der nichts mehr zu fürchten hatte, wagte er zu reden. „De revolutionibus“ über die Umdrehung der Erde seiner Schrift bewährte sich in ihrer Wirkung: die Entdeckung der Umdrehung der Erde wurde eine Umdrehung der Geister.

Niemals hat eine Entdeckung die Menschheit geistig stärker erschüttert. Der Begriff der Unendlichkeit ward das Selbstbewußtsein des modernen Menschen. Das ganze Mittelalter war von der aristotelischen Naturphilosophie beherrscht; sie war die geistige Grundlage der kirchlichen Weltmacht: die Erde ruht im Mittelpunkt der Welt, darüber die endliche Himmelsskugel, an deren Oberfläche die Sterne angeheftet sind. Selbst Kopernikus, der die Bewegung der Erde um die Sonne erkannte, schreckte noch vor der Lehre der Unendlichkeit zurück, die doch schon im Altertum Pythagoras verkündet hatte. Für Kopernikus war die Welt nur etwas „dem Unendlichen Aehnliches“.

Die kopernikanische Umdrehung regte nicht nur die katholische Kirche auf. Auch die Reformatoren widerstehen sich ihr um so hartnäckiger, als sie auf die Offenbarung der Bibel schworen. Melancthon erklärte, daß durch die göttliche Offenbarung gegen die Lehre von der Erdbewegung entschieden sei, und Luther selbst sprach nur von dem kopernikanischen Narren. Dennoch blieb die neue Lehre siebzig Jahre unbehelligt, aber nur deshalb, weil der Herausgeber des Wertes des Kopernikus es lediglich als eine harmlose astronomisch-mathematische Hypothese zur leichteren Erklärung der Himmelserscheinungen hinführte. Aber in dieser stürmischen Gärung der Geister, die in diesem Zeitalter aus tausendjähriger Gebundenheit erwachten, erfaßte Kopernikus in seiner wirklichen Bedeutung die Forscher und Denker. Kepler vollendete die Lehre, Giordano Bruno, der italienische Dominikaner, drang 1584 in seinen kopernikanischen Dialogen lähn bis zur Lehre der Unendlichkeit vor und erlitt 1600 den Feuertod des Ketters, „einer von vielen.“

Den Sieg der neuen Lehre jedoch entschied der Mann, der sie in aller Form mit heiligem Eide abschwor: Galileo Galilei.

Galilei wurde — der Tag steht nicht fest — der Sage nach am gleichen Tage geboren als Michelangelo starb: am 18. Februar 1564; zu Pisa, als Sohn eines begabten Musiktheoretikers, der als Tuchhändler einen nicht sonderlich reichen Erwerb hatte. Während die Familie nach Florenz übersiedelte, studierte der junge Galilei in Pisa und erhielt dort eine Professur für Mathematik. Schon in seinen frühesten Veröffentlichungen zeigt er sich befreit aus dem Band der aristotelisch-keritischen Weltanschauung. Er wird der Urheber grundlegender physikalischer und astronomischer Entdeckungen. Bald tritt die kopernikanische Lehre in seine Gedankenwelt, und er wird ihr Prophet. Mit dem von ihm verbesserten

Fernrohr entdeckt er die Jupitermonde, die Sonnenflecken. Jeder Zweifel schwindet.

Zu seinem Unheil verläßt er 1600 die schützende Republik Venedig und wird der beneidete Hofmathematikus in Florenz, dessen Fürsten jesuitisch beherrscht sind. Der Vorkämpfer für Kopernikus ist trotz seines Rufes einsam und gefährdet. Um den eigensinnigen Gegner zu überzeugen, klagt er damals in einem Briefe, wäre es auch dann noch nicht genug, wenn die Sterne zur Erde herabstiegen und von sich selber Zeugnis ablegten. Je kühnere Folgerungen aus der kopernikanischen Lehre gezogen werden, um so enger umkreist sie die Inquisition. Literarische Feinden mit mächtigen Jesuiten schaffen Galilei erbitterte Feinde. Man denunziert ihn dem päpstlichen Gericht. Das Verfahren der Inquisition wurde gegen ihn eingeleitet. Am 19. Februar 1616 wurden auf Befehl des Papstes der römischen Inquisition folgende zwei Sätze zur Entscheidung unterbreitet:

„Die Sonne ist Zentrum der Welt und infolgedessen unbeweglich in örtlicher Bewegung“.

„Die Erde ist nicht Zentrum der Welt und nicht unbeweglich, sondern bewegt sich in Bezug auf sich selbst als Ganzes auch in täglicher Bewegung“.

Schon die Form dieser Sätze zeigte, daß die Theologen der Inquisition von der Lehre des Kopernikus keinerlei klare Vorstellung hatten. Mein Wunder, daß sie nur fünf Tage brauchten, um mit dieser Lehre fertig zu werden. Am 24. Februar wurde der erste Satz als töricht, absurd und kecherisch erklärt, ebenso der zweite. Am 26. Februar mußte Galilei im Palast des Kardinals Bellarmin erscheinen, wo ihm die Entscheidung mitgeteilt wurde. Galilei erklärte einfach, daß er sich der Weisung unterwerfe. Am 3. März wurde dann das weltgeschichtliche Dekret verkündet, das die Schriften des Kopernikus auf den Index setzte:

„Da es zur Kenntnis der heiligen Congregation gekommen ist, daß jene falsche pythagoräische und der göttlichen Schrift durchaus zuwiderlaufende Lehre von der Bewegung der Erde und der Unbeweglichkeit der Sonne, welche Nikolaus Kopernikus und Didacus Astunica lehren, bereits sich verbreitet hat und von vielen angenommen wird . . . : deshalb, damit einer derartige Meinung nicht der katholischen Wahrheit zum Verderben weiter schleiche, hat die Congregation beschloffen, daß die genannten Bücher . . . zu suspendieren seien, bis sie verbessert werden . . . Und alle andern Bücher, die gleichermaßen dasselbe lehren, zu verbieten, wie sie durch gegenwärtiges Dekret sie insgesamt verbietet und verdammt und suspendiert.“

Die Ereignisse dieses ersten Prozesses gegen Galilei sind im Einzelnen nicht völlig aufgeklärt. Jedenfalls verfuhr man persönlich mit Galilei glimpflich, aber ihm war das Rückgrat gebrochen. Dennoch arbeitete er weiter, und im Jahre 1632 erschien sein klassischer „Dialog“ über die beiden hauptsächlichsten Weltssysteme, das ptolemäische und das kopernikanische. In Platons Art unterhalten sich hier Vertreter dreier Richtungen über die großen Fragen des Weltsystems. Das Ganze gibt sich scheinbar als eine Arbeit zur Widerlegung der kopernikanischen Lehre, wie denn schon die Vorrede an die Leser mit dem Satz beginnt: In den letzten Jahren erlich man in Rom ein heiliges Edikt, welches den gefährlichen Aergernissen der Gegenwart begegnen sollte und der pythagoräischen Ansicht, daß die Erde sich bewege, rechtzeitiges Schweigen auferlegte. Aber trotz dieser Maskerade war es kein Zweifel, daß das große Werk einzig und allein zu dem Zwecke geschaffen war, um der Inquisition zum Trotz die Lehre des Kopernikus zu beweisen. In einer der sprechenden Personen, Salviati, redet unerkennbar Galilei selber. In seinen Aufzeichnungen stürmt die neue Erkenntnis den Himmel. Da finden sich promethäische Gedanken wie der folgende: „Freilich erkennt der göttliche Geist unendlich viel mehr mathematische Wahrheiten, denn er erkennt sie alle. Die Erkenntnis der wenigen aber, welche der menschliche Geist begriffen, kommt meiner Meinung an objektiver Gewißheit der göttlichen Erkenntnis gleich; denn sie gelangt bis zur Einsicht der Unendlichkeit, und eine höhere Stufe der Gewißheit kann es wohl nicht geben.“

Das Papsttum verstand die revolutionäre Kühnheit dieses Werks trotz aller formellen Unterwürfigkeit. Und jetzt wurde dem Forscher der Prozeß gemacht. Die Anschauungen dieses Buches verziehen offenkundig gegen das Dekret, das die Lehre des Kopernikus ächtete. Galilei wurde peinlichen Verhören unterworfen, er scheint sogar, wenn es auch nicht ganz zwingend nachgewiesen ist, gefoltert worden zu sein. In allen Verhören schwor Galilei jede kopernikanische Ansicht ab. Am 22. Juni 1633 wurde das Urteil verkündet, das von ihm den Widerruf der kecherischen Ansichten verlangte. Und Galilei unterwarf sich. Es ist eine agitatorische Erfindung aus der Zeit vor der großen französischen Revolution, daß er nach der Abschwörung widerrufen habe mit dem trohigen Bekenntnis: „Und sie bewegt sich doch.“ Galilei war zwar ein Greis von siebzig Jahren damals, aber die Kirche hätte ihn nicht geschont, wenn er nicht ganz und gar abgeschworen hätte. Der „Dialog“ wurde verboten und erst im Jahre 1822 wurde das Verbot aufgehoben.

Galilei lebte noch bis zum 8. Januar 1642, verdüstert, zuletzt erblindet. Aber in dieser Zeit der Nechtung schuf er noch seine „Discorsi“, die 1638 in Holland gedruckt wurden, jenes Werk, das die wissenschaftliche Physik begründete.

Zu Todesjahre Galileis wurde der Mann geboren, der dem Weltall die Gesetze fand: Newton. 350 mal seit der Geburt

Galilei hat die Erde, der Kirche zum Trost, den Weg um die Sonne vollendet, und mit jeder Umrückung entfernt sich die Menschheit weiter von jener weltlichen Macht, die durch fast zwei Jahrtausende die Erde stillstehen ließ.

Kleines Feuilleton.

Starengeschichten. Des Frühlings erster Herold aus der Vogelwelt, der Star, ist dieses Jahr viel früher angekommen, als sonst. Bereits sieht man die schwarzen gedrungenen Gefellen in ihren purpurschillernden Hochzeitengewändern in den Spitzen der Bäume sitzen, wo sie unter ständigem Wippen mit dem Schwanz und Schlagen mit den Flügeln ihr drolliges Geschwätz und Gepeife ertönen lassen, das zu behaaren ist, als daß man es mit dem Namen Gesang belegen könnte. Allein die munteren Stare sind dennoch vortreffliche Sänger, wenn sie nur wollen. Die Vogelkenner zählen den Star zu den Spottvögeln: in der Tat versteht es der Star, nicht nur die Stimmen der meisten Vögel nachzuahmen, sondern er spricht auch wie ein Mensch und ahmt, mit gleicher Meisterschaft wie der Häher, alle möglichen Geräusche nach. Masius sagt von ihm ganz richtig: „Er spielt seine Schelmenrolle mit nie versagendem Erfolg. Gerade wenn er sich am ernsthaftesten in Position setzt, pflegt er mit den drohligsten Possen zu überreichen. Wie der amerikanische Spottvogel ahmt er die Stimme der Kage, des Fuhns, das Klaffen des Hundes, das Gequäl des Frosches, das Knirschen eines gesperrten Wagenrades in seiner Art nach. Bald versteht er den Dienst einer Windmühle, bald hilft er dem Schreiner seine Säge feilen. Dann wieder macht er den Zimmermann oder Geometer, und sein übrigens ziellicher, fast vierkantiger Schnabel muß ihm dabei sowohl als Zirkel wie als Richtmaß und Visierstab dienen. Mit den erlernten Melodien, Wörtern, Geräuschen schaltet er durchaus selbständig; er mischt mit einer gewissen genialen Zerstreutheit die verschiedensten Weisen untereinander, webt von seinem Eigenen ein und improvisiert so immer neue Couplets, die er stets mit einer mimischen Flügelbewegung begleitet.“

Für die Vielseitigkeit des Stares sprechen verschiedene drollige, dabei aber gut verbürgte Geschichten. Frisiche, der um die Mitte des 19. Jahrhunderts seine hübschen Naturschilderungen veröffentlichte, erzählt z. B., wie er sich einmal in der Sommerfrische befand und seine Frau sich darüber beschwerte, daß die Gartentür ihres Wirtes entriegelt knarrte. Als guter Ehemann ging Frisiche sofort in den Garten. Bitte alle Angeln gründlich und überzeugte sich, daß sie nunmehr vollkommen geräuschlos arbeiteten. Dann ging er ins Haus zurück, um seiner Gattin den Erfolg zu melden, und im gleichen Augenblick ertönte das eben besiegte Knarren von neuem. Die Tür rückte und rührte sich freilich nicht, und die nähere Untersuchung ergab nach einiger Zeit, daß ein Star der Tür ihre Musik abgelernt hatte und sie so meisterhaft nachahmte, daß er dadurch lästig fiel. — Wie gut Stare sprechen lernen, ist allbekannt. Auch Singen und Pfeifen lernen sie und auf diesem Gebiete leisten sie zuweilen ganz Erfraumliches. So lebte in den vierziger Jahren des vorigen Jahrhunderts in Köln ein Domherr, dessen besondere Liebhaberei die Abrihtung singender und pfeifender Stare war, und aus seinen gefiederten Sängern hatte er eine Hauskapelle von fünf Staren zusammengestellt, die zusammen 40 bekannte Volkslieder zu pfeifen wußten.

Sprachkundliches.

Ein gemeingefährliches Wort. Niemand tut heutzutage noch etwas, sondern seitens jemandes wird etwas getan — so will's der Modestil. Hier ein paar Beispiele aus neuesten Zeitungen: „Der Antrag wurde seitens der Versammlung angenommen. . . . Hierin kann nur seitens der Schule dauernde Abhilfe geschaffen werden. . . . Eintrittskarten gelangen kostenfrei zur Verwendung seitens der Geschäftsstelle in der Taubenstraße. . . . Seitens der Polizei wurden sofort die nötigen Maßnahmen getroffen. . . . Hierauf wird seitens der Verwaltungsstellen wie seitens des Bundesrats hingearbeitet werden“ usw. Allgemein erkennt man an, daß der häufige Gebrauch der Leidform der Sprache alles Leben, alle Frische und Anschaulichkeit raube. Und in den gegebenen Beispielen ist der Räuber überall nur das böse Wort seitens. Wie einfach, wie anschaulich und lebendig lauten dieselben Sätze in der Tätigkeitsform: „Die Versammlung nahm den Antrag einstimmig an. . . . Nur die Schule kann hierin dauernde Abhilfe schaffen. . . . Eintrittskarten versendet kostenfrei die Geschäftsstelle in der Taubenstraße. . . . Die Polizei traf sofort die nötigen Maßnahmen. . . . Die Verwaltungsstellen wie der Bundesrat werden hierauf hinarbeiten.“ Uebrigens stehen für einzelne nicht hierhergehörige Fälle anderer Art für seitens bekanntlich auch noch die Wörter von und durch zur Verfügung. Deshalb gelte die einfache Regel: „Schreibe niemals „seitens“ — „werft das Schewal in die Wollschucht!“ Und das neuerdings ebenso beliebte greuliche Modewort „zwecks“ werft hinterdrein! Als ob es in der deutschen Sprache kein zu, zur und zum mehr gäbe!

Hygienisches.

Die Luftverschlechterung in Arbeitsräumen. In dem Zeitalter des Taylorsystems, da die Eier nach gesteigerter Profitrate des Kapitalismus unter dem Schlagwort „wissenschaftliche

Organisierung der Arbeit“ und unter der Vorspiegelung steigbarer Löhne zu einer bisher unerhörten raffinierten Ausnutzung der Arbeitskraft Stimmung macht, verdienen alle Fortschritte der Wissenschaft besondere Beachtung, die wirklich zu verbesserten Arbeitsbedingungen führen, ohne daß die Mehrleistung an Arbeit aus einer Steigerung der feilschen Spannung herausgedrückt wird, wie es das Taylorsystem mit sich bringt.

Es ist daher für alle, welche die Lähmung der Arbeitskraft in der mit Menschen überfüllten Werkstatt, im Arbeitsaal oder Bureau Tag für Tag am eigenen Leib zu fühlen bekommen, und das, was ihnen die Unzulänglichkeit ihres Arbeitsraumes an Spannkraft raubt, durch ein Plus an Energie, das sonst ihren freien Stunden zugute kam, ersetzen müssen, von Interesse zu vernehmen, daß nun in dem „Zentralblatt für Biochemie und Biophysik“ (1913) Untersuchungen von E. R. Norton vorliegen, welche „bessere Leistung bei geringerem Kräfteverbrauch“ (dem das wäre die ideale Formel einer Arbeitsreform) ermöglichen.

Norton untersuchte die Luftverschlechterung in Arbeits- und Wohnräumen durch die ausgeatmete Luft und fand, daß die bisherige weitverbreitete Ansicht, wonach sich die verbrauchte Luft zu Boden senke und das Zimmer langsam von unten aus anfülle, nicht der Wahrheit entspreche.

Die Kohlenäure und sonstige mit der ausgeatmeten Luft in die Atmosphäre bringenden schädlichen Substanzen bewegen sich stets nach aufwärts, wenn die Zimmertemperatur unter 30 Grad Celsius bleibt und die Luft trocken ist. Die mit Wasserdampf gesättigte ausgeatmete Luft ist keineswegs dichter als frische Luft. Es wird daher in der Praxis jenes Ventilationsystems am besten bewähren, das an der Zimmerdecke die verbrauchte Luft absaugt. Unten geöffnete Fenster, wie sie Architekten empfehlen, überhaupt jede Lüfterneuerung, die nur die unteren Schichten des Arbeits- oder Wohnraumes berührt, sind im Lichte dieser neuen Erkenntnis unzulänglich. Welchen Einfluß aber reine Luft auf die Spannkraft der Arbeitenden hat, wenn man schon in Werkstatt und Bureau nicht darauf achtet, wissen am allerbesten die Lehrer aus dem Unterschied ihrer und ihrer Schüler Leistung zu Beginn und am Ende der Unterrichtsstunden.

Astronomisches.

Die Wanderung der Sterne. Mag das Sonnensystem für den Forscher wie für den Naturfreund mit gutem Grunde eine besondere Anziehungskraft haben, so sind die Wunder des Fixsternhimmels doch kaum geringer. Man könnte sie sogar als noch größer und unsäglichlicher bezeichnen als die der Sonne, der Planeten und Monde. Einer der bedeutendsten Astronomen der Gegenwart, Professor Turner, hat in einem Vortrage in London einen trefflichen Einblick in die Fixsternwelt gegeben und dabei insbesondere die Wanderungen dieser Sterne beleuchtet. Es hat bis ins 19. Jahrhundert gedauert, ehe über die Bewegungen der Fixsterne überhaupt etwas Genaueres ermittelt werden konnte, obgleich sie sich mit ungeheurer Geschwindigkeit vollziehen. Sie machen sich so wenig bemerkbar wegen der außerordentlich großen Entfernung. Braucht doch das Licht, das mit einer Geschwindigkeit von 300 000 Kilometern in der Sekunde reist, ein bis zwei Jahre, um auch nur den nächsten dieser Weltkörper zu erreichen. Einige der hellsten Sterne des Himmels sind aber sogar 100 Lichtjahre von uns entfernt und die alte Annahme, daß die hellsten Sterne auch die nächsten seien, hat sich als ein Irrtum erwiesen. In der Milchstraße hat die photographische Platte einige dunkle Flecke ermittelt, die man dadurch erklären konnte, daß dort überhaupt keine Sterne sind. Es läßt sich aber auch denken, daß die dort befindlichen Sterne nur so weit entfernt sind, daß sie mehr als ein Hindernis für die Ausstrahlung von Licht wirken, als solches selbst bis zur Erde gelangen lassen.

Die Fixsterne gehören wahrscheinlich auch in Gruppen zueinander, und diese Gruppen sind sämtlich in einer bestimmten Wanderung begriffen, wie denn die Bezeichnung Fixstern, die sich im Sprachgebrauch bis heute erhalten hat, schon vor 100 Jahren von dem berühmten Astronomen Galley widerlegt wurde. Gerade die ältesten Sterne bewegen sich, wie spektroskopische Untersuchungen gezeigt haben, am schnellsten. Professor Turner drückte diese Tatsache durch den Satz aus, die jungen Sterne „watschelten“ mit 8—10 Kilometer Geschwindigkeit in der Sekunde dahin, die „Graubärte“ dagegen mit 15—16 Kilometer. Außer den Gruppenbewegungen vollziehen die Doppelsterne noch kreisförmige Bahnen umeinander. Einer der bekanntesten Sternenhaufen am Himmel ist das Siebengefüß, und die feine Forschung der modernen Astronomen hat gezeigt, daß die zu diesem Sternbild gehörigen Sonnen fast alle dieselbe Bahn verfolgen. Ein anderer Sternenhaufen im Stier scheint in seiner Wanderung nach einem Punkt gerichtet zu sein; Professor Turner vergleicht ihn mit einem Flug wilder Enten. Die Vögel ziehen im Winter fort und kommen im Sommer wieder, und auch die Sterne kehren wohl auf denselben Punkt zurück, aber vielleicht erst in 30 Millionen Jahren. Auch die Sonne gehört zu einer solchen Gruppe, deren Mitgliedern übrigens auch der Sirius und die Sterne des Großen Wären zuzuzählen sind. Innerhalb dieser Gruppen bestehen Entfernungen von 150 Lichtjahren. Man stelle sie sich vor als eine Flotte, deren Admiral 150 Jahre braucht, um seine Signale auch dem letzten seinem Befehl unterworfenen Schiff mitzuteilen.